

(Nachdruck verboten.)

## Die Eroberung von Jerusalem.

Roman von Myriam Garry.

40] Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen  
von Alfred Heuler.

Es kam der Sommer.

Elias hatte sich wieder an sein Werk gemacht und Ziona diente ihm dabei als Sekretär. So lehrte er sie die Geschichte der Völker, die Lebens-Philosophie und das Liebes-Evangelium kennen.

Oft verstand sie nicht den wahren Sinn der Worte, aber sie liebte schon den anmutigen Klang seiner begeisterten Stimme und den volltönenden Rhythmus seiner Sprache.

Dann fiel sie, von einer unerklärlichen Aufwallung, vielleicht von all der Schönheit, die er in ihr weckte, fortgerissen, dem Vater um den Hals, und mit feuchten Augen sagte sie:

„Geliebter Abi, Du weißt ja gar nicht, wie sehr ich Dich liebe! Versprich mir, daß wir uns niemals mehr trennen werden!“

„Nein, nie mehr, mein Liebling; Du hast mir das Leben gerettet, ohne Dich wäre Dein Vater vor Kummer gestorben.“

„Abi, bist Du jetzt wirklich ganz glücklich?“

„Ja, ganz, ich habe keinen Wunsch mehr.“

Sie weinte vor Freude und er wiegte sie in seinen Armen und betrachtete dieses feine, blasser Gesichtchen, das dem Cäcilien so sehr ähnelte.

Er dachte:

„Ach! Warum hat sie nicht auch ihr Herz, da sie doch ihr Antlitz besitzt? Das Leben würde ihr dann leichter werden! Arme Kleine, sie hat meine phantastische Seele, und schon fühle ich die Flamme künftiger Leiden in ihr aufsteigen.“

Und sein eigenes, vergessenes Unglück erwachte wieder in dem Gedanken an das, welches er für seine Tochter befürchtete.

Als sie eines Tages vom Spaziergang zurückkehrten, gingen sie an Kittys ehemaligem Hause vorbei. Es war ein Herbstabend, wie der, an dem Elias von Kitty schied.

Ein Klüffeln ging durch die silberweißen Blätter der träumenden Bäume, und die Distelflocken flogen in unzähligen, weißen Flaumhärchen durch die Luft.

Unter allen Kuppeln und auf allen Döfen war man mit dem Einsalzen der Oliven beschäftigt. Das Stampfen der Steine wechselte unaufhörlich mit dem Plätschern der Salzlake ab und erweckte in Elias zugleich trübe und freundliche Erinnerungen.

In Kittys Garten sah ein junges arabisches Weib auf der Erde und schaukelte mit ihrem Fuße eine Hängematte, die zwischen zwei Stämmen hing, und in der ein mit einem Jez belledetes Kindchen zappelte.

Die Maschen des Netzes schnitten in sein bernsteinfarbiges, fettes Fleisch, und die Mutter sang:

„Oliven, Oliven;  
Ein Para das Pfund,  
Oliven für meinen Sohn,  
Aus dem schönen Garten der Könige.“

Ein Esel schnüffelte über eine Kaktushede. Auf einem benachbarten Felde war man noch mit der Ernte beschäftigt. Die Oliven fielen hageldicht auf den roten Boden und auf den Rücken der jungen Mädchen, die sie auf sammelten und sie vorläufig in den Ausschnitt ihrer blauen Hemden warfen.

Eine von ihnen näherte sich Elias, um ihre Ernte in einen am Rande des Weges stehenden Korb zu entleeren; und da ihr Gewand sich dabei öffnete, sah er zwei braune, feste Brüste, deren Spitzen wie zwei Oliven aufrecht standen.

Da bedauerte er, daß er nicht mehr jung war.

Und als sie nach dem Damaskustore zurückkehrten, war sein Gang so schlaff, daß Ziona ihn an der Hand führen mußte.

4.

Von diesem Augenblick an verlor Elias seine kaum zurückgekehrte frohe Laune wieder. Das Leid, das Cäcilie

ihm zugefügt hatte, und das er mit ihr gestorben wähnte, erstand wieder als unüberwindliche Schwermut, die an ihm fraß wie ein schleichendes, chronisches Uebel.

Selbst Ziona gelang es nicht, diese Melancholie zu verschleichen, und nun wurden die Streifzüge in Jerusalem durch alle Erinnerungen, die sie erweckten, zu Leidensgängen.

Nur der Abend auf ihrer Terrasse brachte ihm etwas Ruhe und Vergessen. Auf dem Teppich ausgestreckt, rauchte er sein Nargileh. Ziona kauerte sich neben ihn und lehnte sich an seinen Arm. Schweigend betrachteten sie die Sterne und die Stadt. Eine überirdische Klarheit schwebte über Jerusalem, und von den Sternen herab senkte sich ein stiller, lichter Schein. Und in dieser zwiefachen Erhabenheit des Himmels und der Erde fühlte Elias seinen Kummer, seinen Schmerz dahinschwinden, schwinden sogar sein Bewußtsein, samt seinem Lebensüberdruß und seiner nutzlosen Liebessehnsucht.

Ihm schien es, als löse sich die Hälfte seines Ich und sinke schwer in die gähnende, klaffende Golgatha-Schlucht, während die für immer von der Last seines Glucks befreite andere Hälfte sich zum lichten Firmamente empor schwinde.

Er sah sich vor den Agha, der so friedlich auf dieser selben Plattform unter Duft und Blumen geschlummert hatte, und dachte dabei:

„Ach! wer doch auch so sterben könnte, inmitten des unendlichen Abendsfriedens.“

Wenn aber der Dattelbaum Salomons mit metallischem Rascheln seine Zweige schüttelte, wenn der von Arabien herwehende Wind Elias' Stirn streifte und seinen Wüstenmantel blähte, dann zogen die Erinnerungen an Moab, an dessen Lustspiegelungen und Wüstenland in tollem Wirbelreigen an seinem geistigen Auge vorüber.

Und als ob Ziona die Sehnsucht ihres Vaters geahnt hätte, sagte sie dann:

„Abi, ich sehe die Berge von Moab, komm, laß uns in die Wüste ziehen.“

Fastig antwortete er:

„Ja, Du hast ganz recht, fort mit uns! Hier sind wir arm, dort unten werden wir reich sein. Ich werde Dir ein langes Schleppland kaufen, einen Korallenschmuck für Deine Stirn und goldene Ringe für Deine Ohren. Herden werden wir haben und Du wirst die Kamelwolle sammeln gehen, die in hübschen, bräunlichen Klößen an den Balsamträuchern und den bröcklichen Myrrhenstauden hängen geblieben ist. Dem Klange der Schilfrohrflöten werden wir lauschen, und wenn mich dürstet, wirst Du mir aus Deiner hohlen Hand zu trinken geben. Später wirst Du einen schönen Beduinen heiraten, der Dich in einer zauberhaften Mondnacht entführt. Er schwingt Dich aufs Roß, setzt Dich vor sich in den Sattel und in schwindelndem Fluge geht's hin zu seinem vom Dufte wohlriechender Kräuter erfüllten Zelte. Ja, so ist's recht, dorthin wollen wir, wollen diese Welt und diese Stadt verlassen. Laß uns auf Wissen, Wahrheit und Erfolge verzichten; denn darin beruht das Glück nicht! Laß uns zur Natur zurückkehren. Zur Einfachheit des Geschmacks und zur Ruhe des Gemütes!“

Und beide bauten Lustschlösser, und beim Blandern mit seinem Töchterchen gelang es Elias, seine Grillen zu verschleichen.

Am Morgen fragte sie:

„Nun, Väterchen, wie ist's? Werden wir heute das Haus verkaufen? Du weißt doch, wir wollen in die Wüste ziehen.“

Dann aber packte ihn wieder die Scheu vor einem endgültigen Entschluß, es mangelte ihm der Mut zu einem solchen Wagnis; und außerdem empfand er ein geheimes, ihn jedoch völlig beherrschendes Gefühl, als ob ihn etwas hielt, zurückzöge und für immer und ewig an Zion fesselte.

Eines Nachmittags — es war am Ostersamstage und Jerusalem mit Pilgern vollgepfropft — bat Ziona ihn inständig, sie doch mit der Bethlehemitin zur Zeremonie des Heiligen Feuers, die sie noch nicht kannte, gehen zu lassen.

Raum aber war seine Tochter fort, als Elias auch schon seine Nachgiebigkeit bedauerte, denn das Heilige Feuer war eine der Zeremonien der Griechischen Kirche, die im dritten

Zahrhundert mit dem ganzen Pomp, aber auch mit der ganzen Zügellosigkeit byzantinischer Riten eingeführt worden war.

Vom frühen Morgen an strömte alles, was zu den schismatischen und orthodoxen Konfessionen gehört, Russen, Armenier, Kopten, Bulgaren, Serben, Syrer, in das Basilikagewölbe, zur Grabeskapelle, alle mit einem dreiunddreißigarmigen Leuchter — zum Andenken an Christi Lebensalter — in der Hand.

Dort erwarteten sie, eingezwängt, gebraten in schneulicher Luft, mit einer Begeisterung und einem Glaubenseifer sonder Gleichen, daß ein Funke vom Himmel in das Grabmal Christi falle, von wo aus der „Feuer-Bischof“ es durch eine in der Wand angebrachte Luke den Außenstehenden übermittelte.

Dann entsteht ein ganz unbeschreibliches Drängen dieser schwitzenden, halbtollen Menge nach dem Lichte und darauf ein noch wilderes Gassen nach dem Ausgange, um das heilige Lichtstümpfchen, an dem später alle Lämpchen vor den Heiligenbildern angezündet werden, in Sicherheit zu bringen.

Doch außer diesem reinen und tiefen Symbol — der himmlischen Helle, die von einem Grabe ausstrahlt — schreibt man dieser Ceremonie noch andere Kräfte zu, die mehr an die alten Saturnalien erinnern.

An diesem Abende streckte Biona sich nicht neben ihren Vater hin.

Er rief sie, erhielt jedoch keine Antwort.

Beunruhigt ging er sie suchen. Zuerst fand er sie nicht, endlich entdeckte er sie in einem Borratskammerchen. Sie lag an der Erde, unter einem kleinen Fenster, durch dessen Gitter der Mond schien.

„Was tust Du hier und warum antwortest Du nicht, wenn ich Dich rufe?“ fragte er, sich neben sie legend.

Doch sie blieb stumm und wandte sich mit fast feindseliger Bewegung von ihm ab.

„Komm, Liebling, was fehlt Dir?“

Dabei versuchte er, ihre Hand zu streicheln, doch entzog sie ihm dieselbe.

Nun beugte er sich zu ihr herab, hob ihren Kopf empor und betrachtete ihr vom Mondlicht beschienenes Gesicht. Sie sah so blaß und schmerzbeugt aus, und ihre von Tränen geröteten, trübten Augen blickten ihn so verzagt und kläglich an, daß ihm fast das Herz stillstand.

„Magst Du Deinen Kummer nicht mehr Deinem Vater anvertrauen?“

Da wandte sie sich um, schlang ihre Hände um seinen Hals und schluchzte herzbrechend.

Als sie sich ein wenig beruhigt hatte, flüsterte sie:

„O, Vater, warum hast Du mich belogen? Warum hast Du mich gelehrt, das Leben sei gut und die Liebe schön? Nun weiß ich, was die Liebe ist! . . . Also das ist's . . . jenes Widerliche . . . Schmutzige?“

Und ihr schwächlicher Mädchenkörper schüttelte sich vor Ekstase; Scham und Scham schnürten ihr die Kehle zu, als sie erzählte, wie sie und ihre Amme während der Ceremonie des Heiligen Feuers von einer Schar koptischer und syrischer Priester, die beim Tanzen ihre Soutanen hochaufschürzten, umzingelt und fortgeschleppt worden wären, und wie bei Kerzenschein und Weihrauchdunst, beim Kyrie eleison und Halleluja, ein Pope, mit langen Weiberhaaren sie in seine Arme genommen, sich an ihren Lippen festgeklammert und ihren Körper betastet hatte. Nur ihrem verzweifelten Geschrei und der Dazwischenkunft türkischer Soldaten habe sie es zu verdanken, daß sie heil davongekommen sei.

Und als sie halb ohnmächtig vor Furcht und Schreck die Bethlehemitin gefragt, was all diese Unsauberkeit zu bedeuten habe, hätte diese geantwortet:

„Das ist die Liebe.“

„O, Vater, das soll Liebe sein? Und Du hast doch auch geliebt!“

Auf diesen Schrei der Enttäuschung seiner Tochter fand der Vater keine Antwort, weder für sie, noch für sich ein Wort des Trostes. Mit tränenden Augen seufzte er:

„O, Jerusalem! Wann werde ich den Kelch Deiner Bitternisse bis auf den Grund geleert haben?“

Am nächsten Morgen lag Biona im Delirium und Dr. d'Ameynen stellte ein typhöses Fieber fest. Einen vollen Monat wachten der alte Mitter und Elias abwechselnd an ihrem Bette. Abgemagert, entsetzt, gleichgültig gegen alles — und als Weib erhob sie sich von ihrem Krankenlager.

Elias begriff, daß er sie nicht mehr bei sich in einer

Stadt behalten dürfe, wo nicht einmal die Kirchen vor Sittlosigkeit Schutz bieten.

Daher brachte er sie in eine Pension.

5.

Nun ergriff ihn ein Gefühl unermeßlicher Vereinsamung. Er versuchte es durch Arbeit zu bekämpfen, zog sich in das Obergemach in seine Steine und Pergamente zurück, und machte sich wieder an sein Werk.

Doch vor seinen Büchern und Schriften blieb sein Kopf ebenso öde wie sein Herz, und sein Herz noch öder als sein Haus.

Nur eine Erinnerung tauchte unablässig in ihm auf, die an die Göttin. Und er hatte sie doch aus seinem Gedächtnis gejagt, aus seinen Augen verbannt und bewahrte doch im Grunde seiner Seele vor ihr so etwas wie eine heilige Scheu, einen dumpfen Vorwurf. Denn rührte nicht sein ganzes Ansehen von ihr her? Thretwegen hatte er sich von Jerusalem abgewandt und war zur Eroberung Moabs fortgezogen. Durch ihren heidnischen Reiz und ihre göttlichen Versprechungen hatte sie ihn an sich gelockt und sich ihm schließlich doch nicht hingegeben, kaum den Schleier ihres Geheimnisses ein wenig gelüftet.

Doch bereits wieder besiegt, erhob Elias sich und holte die beiden Basaltstücke aus seinem Sicherheitsschrank, wo er sie verwahrt hatte, hervor.

Und sofort belebte seine Einsamkeit sich beim Hauche dieser Gottheit. Elias vergaß alles außer ihr. Ueber den Tisch gebeugt, betrachtete er mit verzücktem Blick die auf den Leib des Idols gemeißelten primitiven Lettern, die seinen Ruhm und seine Erniedrigung ausgemacht hatten.

Während er mit der Hand liebevoll über den schwarzen Stein strich, durchlebte er im Geiste noch einmal die letzten zwölf Jahre, sein Harren und Suchen, seine hoffnungslosen Tage und ruhelosen Nächte und schließlich jenen Ostermorgen, wo er zur Stunde der Auferstehung Christi in dem vom Morgenrot überfluteten Gemache Astaroth aus ihrem langen Todeschlummer zu neuem Leben wiedererweckt hatte. Auch seines Triumphmarsches durch Jerusalem, die Via dolorosa entlang und um die Wälle entsann er sich, wo er, das Herz von übermenschlichem Stolz gebläht, inmitten aller christlichen Glückseligkeit sein heidnisches Hallelujah:

„Astaroth ist wieder aufgestanden und ich bin der Priester Astaroth's“

gejubelt hatte.

Und später noch, wieviel Freuden hatte sie ihm doch verschafft, welche Begeisterung, welche Lebensfülle! Nein, nicht sie hatte ihn getäuscht, sein Ungemach rührte nicht von ihr her!

Im Gegenteile, nur dem Aufgeben seiner Forschungen hatte er es zuzuschreiben. Ach, hätte er sie gefunden, diese ungeheure Basaltstatue, würde man da wohl auf Elamins Lügen geachtet haben? Uebrigens hatten auch seine erbittertsten Gegner niemals die Echtheit der Idoltrümmer zu bezweifeln gemagt. Ach, könnte er sie doch auffinden, ganz in seinen Besitz bekommen! Und wieder und wieder las Elias:

„Ich . . . Königin von Moab . . . Dir Astaroth Karnaim, auf Deinen Befehl, o Göttin der Göttinnen . . . Erhöht . . . Und zu Deinen Füßen erwürge.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der Gänsehof.

Von E. Preczang.

Da hatten sie nun alles getan, um Waldfrieden zu einem wirklich vornehmen Villenort zu machen, hatten alles Häßliche und Proletenhafte ferngehalten, versteckten die nötigen häuslichen Arbeiten hinter den Hofmauern, die Arbeitskräfte in Kellern und Stallböden, putzten und schmückten die Vorderseiten aller Dinge — und nun sah doch so ein Schandfleck ganz auffallender Art in ihrer Mitte, den sie nicht loswerden konnten.

Wenn Moser, der Gründer von Waldfrieden und Leiter des Bodenvuchers, einen Kaufstücker aufgegeben hatte, dann spürte er bis in die Fasern seiner Börse ein schmerzliches, zorniges Wehen, wenn sie am Gänsehofe der Frau Frielewitz vorbeiging, der Besucher die Nase krauszog und mit rätselhaftem Lächeln sagte: „Gesunde Landluft hier! Aber auf dem platten Lande pflegen die Grundstückspreise niedriger zu sein.“

„Es ist nur noch eine Frage der nächsten Zeit, daß dieser letzte Ueberrest aus der ländlichen Vergangenheit verschwindet,“ erwiderte Moser darauf. „Ich stehe mit der Besitzerin in Unterhandlung. Die Alte ist ein wenig hartnäckig, aber mit der Zeit —“ und so weiter.

Die Vorsichtigen kauften doch erst, nachdem sie die vorherrschende Windrichtung in Erfahrung gebracht und siedelten sich meist in einiger Entfernung vom Gänsehofe an. In Rechnung aber brachten sie ihn beim Abschluß doch.

Moser, der kluge, feine Moser, wurde den Kerger nicht los und sann fortgesetzt auf Mittel, den entwertenden Schandfleck zu beseitigen und die Quadratrute auf einen menschenwürdigen Preis zu bringen. Um so widriger erschien ihm das Hindernis, als er selber schuld daran war: vor Jahren wäre es ihm eine Kleinigkeit gewesen, den Gänsehof zu erwerben und nach Belieben mit ihm zu verfahren. Aber damals rechnete er anders.

Als nämlich die Geschichte mit der Kolonie angefangen, glaubte Moser, den Gänsehof nur als Kessame für die wirklich ländliche, vom Großstadttreiben noch gänzlich unberührte Gegend" benutzen zu können. So idyllisch, so romantisch war's: ein uralttes, Kleinbäuerliches Gehöft mit Strohdach und schiefen Zäunen, nahe am Teich, auf dem eine Herde lustiger Gänse herumknatterte! Das Ganze umkränzt von dunklem Wald, schmalen, grünen Felderstreifen und Wiesen, die sich schimmernd zum Fluß hinabsenkten, der sich wie ein silbernes Band durch die Fluren zog. Hier und dort noch ein vereinzelter Bauernhof am Waldrand, und auf dem höchsten Hügel-punkte im Osten eine alte Windmühle, die langsam und schwerfällig ihre mächtigen Flügel drehte.

So sah Moser die Gegend, als er seinen Spazierstock mit der silbernen Kralle zum erstenmal hierherlegte, ohne zu ahnen, daß sein Schicksal ihm hier den zukünftigen Wirkungskreis bereitet. Hergeliehet hatte ein anderer Voratz ihn; er wollte sich anknüpfen, suchte einen haltbaren Baumast, den Strich in der Tasche. Kam aus Berlin, wo man ihm fünfmal den Offenbarungsseid abgenommen hatte; die letzten beiden Male leistete er ihn mit gutem Gewissen. Nicht eine lumpige Mietskaserne brachte er auf seine schönen Augen hin mehr hoch. Da waren ihm die Lebensgeister schwach geworden. Dann wollte er „Buchmacher“ werden, aber die Kennen pausierten just. Mit der Bauernfängererei im Kartenspiel kam er nicht zurecht — und Taschendieb? Man wurde so häufig angefaßt: in den feinsten Möden traf man oft auf die schäblichsten Wörten. Also keine Möglichkeit mehr für einen ehrlichen Christenmenschen! Vier Wochen sütterte ihn noch ein begüterter Freund unter der Bedingung durch, er müsse eine profitable Idee ausdenken. Ihm fiel nichts ein. Vor die Tür also. Ein zerstücktes Donmbaukaus, das sich in einer Westentasche fand, blieb als allerletzte Hoffnung. Als ob schon jemals jemand etwas in einer Donmbauklotterie gewonnen hätte! Mosers Intelligenz siegte offenbar. Dann verließ er seinen Paletot und ging hin.

Ging hin, kaufte sich einen Strich, kam an den Gänsehof — und begann ein neues Leben.

Wie man so ein neues Leben beginnt. Auf der Suche nach dem W, ohnehin weichgesinnt, angeregt durch die rosenrote Abenddämmerung, die sich über den Gänsehof senkte und die Flügel der Windmühle vergoldete, ging ihm die landschaftliche Schönheit der Gegend auf. Er klopfte deshalb beim Gänsemäster an, bat um ein Glas Milch und erkundigte sich nach den Bodenpreisen.

Trielewitsch — damals lebte der Mann noch — bat ihn in die Stube, setzte ihm Obstwein und kalte Gans vor, und spamm mit außerordentlichem Eifer den Faden weiter. „Das Gänsemästen ist ein schönes Geschäft, Herr, aber der Teufel soll es holen, wenn das Gold auf der Straße liegt, Herr. Und was ich wünsche, Herr, ist nur dies: es müßte einmal einer kommen, der die Sache versteht, Herr. Es ließe sich Vieles machen, Herr. Zum Beispiel, wenn ich und er die Geschichte in die Hand nehmen würden! Das können Sie glauben, Herr.“ Trielewitsch rieb sich die Hände und sah ihn erwartungsvoll an: „Nämlich, daß Sie so zum Spaß in die Gegend kommen, Herr — das — das“ — Trielewitsch lachte, „ich kenne mich auf solche Sachen, Herr. Und wenn ich auch bloß ein einfacher Mann bin — Sie sind einer vom Bau, Herr! Darauf leg' die Hand ins Feuer!“

Moser hatte längst den Strich in der Tasche vergessen. Also da war die Idee! Da war Obstwein, kalte Gans und die Idee! Keine Ursache zum Verzweifeln.

Jedenfalls ist die Sache der Ueberlegung wert, Herr Trielewitsch. Und wenn ich Vertrauen zu Ihnen haben darf —

Der Gänsemäster legte die Hand auf die Brust: „O, ich —!“ „Gut.“ Sie reichten sich die Hände. „Man müßte das Terrain erst einmal gründlich kennen lernen.“

Trielewitsch lud ihn auf beliebige Zeit zu Gast. Moser durfte in der besten Stube schlafen. Es ist wirklich eine romanhafte Gegend hier,“ sagte Frau Trielewitsch, als sie ihn zu Bett leuchtete, „wie Sie ganz richtig bemerken, Herr.“

Einige Tage darauf fuhr Moser „zur Bank“. Sein Freund hörte aufmerksam zu, ließ sich alles bis ins Kleinste beschreiben, sah sich den Plan der Gegend genau an, taxierte die Entfernung von der nächsten Eisenbahnstation auf die Minute und sagte: „Von! Das ist mal wieder ein edler, rechter Moser!“

Trielewitsch merkte zunächst gar nicht, wie sie ihn beiseite schoben. Der Freund kam überhaupt nicht zum Vorschein.

Eines Tages hatte eine Gesellschaft das am trockensten gelegene Terrain der ganzen Gegend in Händen, und Trielewitsch wunderte sich sehr, als sich herausstellte, daß er gar nicht dazu gehöre. „Das muß ein Irrtum sein, Herr.“ Er zitterte.

Moser senfte: „Lieber Trielewitsch, ich bin auch nur Be-

austragter. Außerdem ist mit Ihrem Reich und den Gänse-wiesen am Fluß wenig anzufangen. Wir müßten erst aufschütten. Später — später. Inzwischen steigen die Preise. Glauben Sie nur nicht, daß wir so über Sie hinweggehen. Im Gegenteil: Ihr Gehöft wird photographiert.“

Trielewitsch wußte zunächst nicht, was er aus dieser Rede machen sollte. Als er aber die Prospekt, Priefbogen und Ansichtskarten der neuen Gesellschaft zu Gesicht bekam und sah, daß auf allem sein Gänsehof paradierte als sinnfälliger Beweis für die Romantik der Gegend, da packte ihn die Wut und er bemerkte zu seiner Frau: „Es sind Galunken, Frau, ausgelochte Galunken!“

Und sie, verständnisvoll nickend: „Dich haben sie mal wieder genommen, was Du wert bist, Bonifazius!“

„Sie sollen's büßen!“ Er schrie.

„Ah — büßen!“ Sie winkte resigniert. „Was kannst Du ihm denn, dem Herrn Moser? Nichts. Er ist schlauer als Du. Und Dein „Herr“ hünten und „Herr“ vorne war für die Rag!“

„Der Moser ist auch nur ein Handlanger. Aber die andern! Die, die man nie zu seh'n kriegt!“ Bonifazius schüttelte die Faust. „Mir soll noch einer ins Haus kommen!“

Sie kamen früher, als er es sich träumen ließ.

Zunächst freilich kümmerte sich keine Seele um den Gänsehof. Die ersten Käufer, die der Terraingesellschaft ins Garn gerieten, gingen mehr an den Wald heran. Moser baute für sie. Baute wieder. Es war nun mal sein eigentliches Element. Zwar „lag“ ihm die Mietskaserne besser, aber da es nun einmal vornehme Willen sein sollten, mußte die Menge es bringen. Und außerdem hatte er ja auch ein neues Leben angefangen.

Alles ging gut und von Jahr zu Jahr besser. Moser erholte sich. Wenn ihm zuweilen der Strich in die Hände geriet — er berechte ihn als eine Art von glückbringendem Amulett —, dann mußte er lachen. Was für dumme Momente doch mitunter selbst der geachtetste Mensch hatte! Momente, in denen gewisse Zellen des Hirns wie Brachader lagen. Momente, in denen die Aussicht auf das Kommende völlig verchleiert schien und man ganz im Finstern tappte.

Ja, zum Beispiel nun wieder die Geschichte mit dem Gänsehof, den er schon außer Rechnung gesetzt hatte und der allmählich zu einer argdrohenden Gefahr für sein schönes profitables Unternehmen anwuchs. Nach seinen ersten Plänen hätte das idyllische Gehöft ganz außerhalb der eigentlichen Kolonie liegen bleiben sollen — eine interessante Ruine, die man aufsuchen oder vermeiden konnte. Aber dann wuchsen ihm die Dinge über den Kopf und wuchsen ganz anders als er sie berechnet. Die Gesellschaft mußte ihren Landbesitz vermehren, sollten die Käufer nicht zu den Privateigentümern laufen. Da war eine Gruppe, die wollte sozusagen auf den Bäumen wohnen, eine andere, die die weite Fernsicht über die Felder liebte, und eine dritte, die sich auf das schönste Sumpfland am Fluße kaprizierte.

So kam es, daß der Gänsehof in den Mittelpunkt zu geraten drohte; schon deuteten vereinzelte Bauten den Ring an, der sich früher oder später um das Gehöft schließen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

## Kleines feuilleton.

b. San Francisco und seine Erdbeben lautete das Thema, über welches Professor Deckert, der speziell die Nordamerikanischen Schüttergebiete studiert hat, am Montag abend in der Urania vor dicht besetztem Hause sprach. Natürlich war es noch nicht möglich, Bilder der am 18. April dort eingetretenen Zerstörung und Vertwüstung vorzuführen, der Vortragende stellte sich vielmehr die Aufgabe, den Schauplatz des Erdbebens vorzuführen und es in die große Gruppe der Beben jener Gegend einzureihen.

San Francisco liegt im Westen der nordamerikanischen Union an der Küste des Stillen Ozeans, die sich 3000 Kilometer (400 deutsche Meilen) weit am Gebirgswald entlang zieht, ein ideoß Felsengehänge, das von den spanischen Entdeckern als Costa triste (trostlose Küste) bezeichnet wurde. Nirgends bietet sich hier den Schiffen ein Hafen dar, an einzelnen Stellen hat wohl ein Fluß aus den Bergen den Weg ins Meer gefunden und vor der dann abgesehten Küste allmählich ein Gaff geschaffen aber davon befinden sich Sandbänke, welche die Schiffe am Einlaufen hindern. Nur an einer einzigen Stelle der 3000 Kilometer langen Küste hat das Meer einen Zugang gefunden, durch das sogenannte goldene Gate, das Goldene Tor, eine 1½—2 Kilometer breite Straße, die zu einer herrlich gelegenen Bai mit wunderbar geschütztem natürlichen Hafen führt. An dieser Stelle ist San Francisco entstanden.

An die Bai schließt sich das kalifornische Haupttal, das im Frühling die herrlichste Blumenpracht zeigt, in der glühenden Sonne des Sommers dagegen sich in eine braune Steppe verwandelt, die früher, unter der spanischen Herrschaft, nur zur Weide benutzt wurde. Dasselbe Aussehen zeigen die Nebentäler im Gebirge, die ebenso wie das Haupttal im engsten Zusammenhang mit den zahlreichen Erdbeben jener Gegend stehen. Die Erd-rinde bricht ein, und die unterirdischen Kräfte arbeiten beständig diese Täler heraus, wie sie auch dem Meer den Zugang der goldenen Pforte geschaffen haben.

Der nördliche Küstenwald bringt Riesendäume hervor, die im

Sägemühlen zerschnitten und bergab zum Hafen von San Francisco geschafft werden. Westlich vom Kalifornischen Haupttal erstreckt sich die Sierra Nevada, ein Hochgebirge, in welchem im Winter ungeheure Schneemassen niedergehen; daher rührt auch sein Name Nevada (schneelig), Sierra (Säge) heißt es nach den gezackten und wild zerklüfteten Felsen, zum Teil das Werk der zahlreichen Gletscher, die in früheren Erdperioden dort waren, zum Teil das Werk der andauernden Wirkung der ungeheuren Wassermassen, in die sich der Schnee in der sommerlichen Wärme verwandelt. Diese Wassermassen ersetzen Kalifornien den Mangel an Kohlen. Durch sie hat San Francisco elektrische Bahnen, elektrisches Licht, sie liefern die Kraft für Industrien aller Art. Mit Hilfe dieser Wassermassen ist auch durch Menschenarbeit die Steppe, in welche sich das Tal in der sommerlichen Sonnenglut verwandelt, in das herrlichste Fruchtgebirge umgeschaffen worden. Wasser und Sonne erzeugen eine riesige Kraft des Wachstums, Kürbisse von mehr als 5 Zentner sind keine Seltenheit, die Umgebung von San Francisco ist ein prachtvolles Weintal geworden, Weinfässer von 95 000, ja von 300 000 Gallonen Inhalt, das ist über eine Million Liter, wogegen das Heidelberger Faß als kleiner Zwerg erscheint, sind dort gebaut worden.

Sein erstes Aufblühen verdankt San Francisco der Entdeckung der kalifornischen Goldminen. Die im Jahre 1776 zugleich mit einer Mission gegründete Niederlassung zählte 1848, bei der Entdeckung der Goldminen, erst 1000 Einwohner. 1852 war die Zahl auf fast 35 000 angewachsen, darunter wenig mehr als 5000 weibliche; am 1. Januar 1895 hatte die Stadt bereits 350 000 Einwohner, und als am 18. April dieses Jahres die furchtbare Katastrophe hereinbrach, war die Einwohnerzahl nicht mehr weit von einer halben Million entfernt. Für 50 bis 60 Millionen Dollar Gold wurden früher Jahr für Jahr in Kalifornien gefunden; jetzt ist der Goldbergbau nicht mehr so ergiebig, doch wird auch jetzt noch für 17 Millionen Dollar Gold jährlich aus den Goldergängen zutage gefördert.

Das Erdbeben, durch welches San Francisco jetzt fast völlig zerstört ist, kam keineswegs ganz überraschend und unerwartet. Kalifornien wird andauernd von Erdbeben betroffen, wie ja auch die Bildung seiner fruchtbaren Täler und der goldenen Rforte das Werk solcher Erdschütterungen sind. Seit dem Jahre 1800 traten in dem Gebiete der nordamerikanischen Union neben zahlreichen geringeren Beben nicht weniger als 23 Katastrophenbeben auf, d. h. solche, bei denen Erdspalten sich bildeten, Häuser zusammenstürzten und Menschen ums Leben kamen. Von diesen 23 Beben betraf die übergroße Mehrzahl, 16, das pacifische Gebiet, Kalifornien, und auch von diesen hatte nur die kleinere Zahl ihren Hauptsitz südlich von San Francisco, bei Los Angeles, während die größere Zahl das sogenannte Epizentrum (Ort des Hauptstoßes) unmittelbar bei San Francisco, teilweise, z. B. 1861 und 1865, im Weichbild der Stadt selbst hatten. Eine Erdbebenkarte der letzten Jahrzehnte zeigt, wie ein förmlicher Strudel von Erdbeben das Goldene Tor umfaßt und an der Zerstörung des Küstengebirges arbeitet. Danach war schon lange für San Francisco eine Katastrophe zu befürchten, wie sie am 18. April eingetreten ist. Aber der Lebenskreis der Stadt am Goldenen Tor ist sicherlich noch nicht abgeschlossen; über der furchtbaren Zerstörung darf man nicht vergessen, daß dieselben Kräfte, die sich jetzt so zerstörend betätigen, die günstige Lage von San Francisco geschaffen haben und weiter schaffen, eine Lage, die gebieterisch nach der Stadt verlangt, welche sich zur Beherrscherin des Stillen Ozeans entwickeln muß. Schlimmer noch als das Beben hat das sich anschließende Feuer in der Stadt gewirkt. Beim Wiederaufbau wird man die notwendigen Lehren aus dem furchtbaren Ereignis ziehen, und das neue San Francisco wird feuersicherer und erdbebenfester sein.

### Theater.

Schauspielhaus. „Othello, der Mohr von Venedig.“ Trauerspiel von Shakespeare. — Während der letzten Jahre war Shakespeare im Repertoire des Schauspielhauses vornehmlich durch seine englischen Königsdramen vertreten, in denen der Dichter die Fülle historischer Tatsächlichkeiten, für die er bei den Landes- und Zeitgenossen ein selbständiges stoffliches Interesse voraussetzen durfte, unmöglich reiflos in geschlossene dramatische Charakteristik und Bewegung hatte umschmelzen können. Sein Größtes, in der Wirkung, vom Wandel der Zeiten am meisten unabhängiges, sind die Schöpfungen, in denen er von aller politisch nationalen Tradition, aller Sorge, den fertigen Gang geschichtlicher Ereignisse im Spiegel der Dichtung mitzuteilen, frei die Flügel seiner Phantasie geregt, unmittelbar aus den Charakteren das Ganze ihres Schicksals mit innerer Notwendigkeit hervorgetrieben hat. Es mag als gute Vorbedeutung gelten, daß der neue Direktor des Schauspielhauses, kein simpler Hofmann, sondern der im Dienst der mimischen Kunst ergrante Barnab, sein Amt mit der Neueinstudierung eines diesem ausserwählten Kreise zugehörenden Werkes begonnen hat. Erst für diese Vorstellung, nicht für die vorausgehenden Neuinszenierungen des „Erbförsters“ und der Wildenbrucher „Quixotos“ erklärte er, die volle Verantwortung zu übernehmen.

Matkowsky war ein ausgezeichnetes Othello, stolz und kühn, die rauhe Männlichkeit durchleuchtet vom Schimmer eines tiefen zärtlichen Gefühls — so daß man Desdemonas Neigung nach-

empfinden konnte, — und dabei doch ein echtes Afrikanerblut, der Sproßling eines Stammes, in dem die jähe Wildheit der Instinkte durch keine jahrhundertelange Zivilisation gesänftigt ist. In der Rede, in der er, zauberischer Verführungskünste angeklagt, dem Senat von Desdemona erzählt, vereinigte sich Hoheit höchst merkwürdig mit Wendungen und Lauten einer harmlosen Naturkindlichkeit. Die lieblichen Erinnerungsbilder seiner Phantasie schienen ihn den Ernst der Lage zeitweise völlig vergessen zu lassen. Seine Züge strahlten die Freude des Verliebten wieder, die Verteidigung klang, als plaudere er, die Seligkeiten nochmals durchkostend, zu nah Vertrauten. Er hätte lachen mögen vor lauter Glück! Die leise Komik, die in diesen so naiven so unverhüllten Ueberchwänglichkeiten lag, erhöhte noch das Nührende und war sehr glücklich der Betonung des Majestätischen angepaßt. In vollendeter Sicherheit gelang der Aufstieg der eifersüchtigen Leidenschaft vom ersten, durch die Macht des Willens noch zurückgedämmten Argwohn bis zur düsteren Wut des Wahnsinns. Auch in der äußersten Anspannung blieb dem Pathos Matkowskys jeder Schein des Theaterhaften fern, und eine überaus mannigfaltige Nuancierung ließ in dem langdauernden Gebrause dieser Stürme nirgendwo den Eindruck der Monotonie auskommen. In dem stöhnenden Jammer der Totenlage am Bette der gemordeten Desdemona gipfelte die großzügige Leistung. Frau Willig, die neuengagierte Kraft, die ihr starkes künstlerisches Können neulich in Hebbels „Maria Magdalena“ vollgütig bewiesen, war eine anmutige und seelenvoll-sympathische Desdemona. Haltung und Bewegung haben einen eigentümlichen malerischen Reiz, ihre Sprache einen eigenen Wohlklang. Herr Pohl hatte auf seinen Jago gewiß sehr viel Scharfsinn gewandt und manches, besonders in den Szenen mit dem Sempel Rodrigo, kam mit scharfster Pointierung heraus. Aber Figur und Organ stimmen mit der Vorstellung, die man sich von dem eingestrichelten Teufel Shakespeares zu machen pflegt, so wenig überein, daß es schwer war, diesem Jago seine Existenz zu glauben. Der Anseh zur Korpulenz hat etwas Gemütliches, die Stimme einen gewissen fettigen Weiklang, die ungeachtet der besten künstlerischen Schulung die Ideoassociation immer wieder auf andere, als jagomäßige Gedanken bringen. Auch von Ruscha Buke, deren Spiel, wie das Pohl's alles Lob verdiente, hatte in ihrer unveränderlich gegebenen Eigenart manches, das zu der ihr zugewiesenen Gestalt Emilias, Desdemonas Kammerfrau, nicht recht passen wollte. Die nie verjagende Rolle des Cassio spielte Herr Staegmann. Glänzend war die äußere Ausstattung, für die ja freilich seit jeher dem Schauspielhause unbeschränkte Mittel zur Verfügung stehen. —

### Humoristisches.

- Kleine Bosheit. „Der Meier läßt sich ja jetzt zu seinem Schnurrbart auch noch einen Vollbart stehen?“
- „Ja, zum Unterschied von seiner Frau.“ —
- Der Philosoph in der Menageriebude. „Kann das Tier auch Kunststücke machen?“
- „Gewiß! Es persifliert sogar uns Menschen! (Wirft ihm Futter zu): Sehen Sie, was es für eine Verbengung macht!“
- „Mumpsig! Das Vieh blüht sich ja doch nur wegen des bißchen Futters!“
- „Aun, und die Menschen...?“ —
- Der Sanguiniker im Regen. „'s is am g'scheitesten, ich laß' nacha brauch' ich mich nicht zu ärgern!“ —
- („Regendorfer-Blätter.“)

### Notizen.

- Von Josef Israels Reisewerk „Spanien“ ist, im Verlag von Bruno Cassirer, Berlin, die zweite Auflage erschienen.
- Im letzten Jahre zählte die Universität von Paris 14 462 Studierende, darunter 1638 Ausländer. Die Zahl der Studentinnen betrug 668, von denen 513 Ausländerinnen waren. Die stärkste Fakultät, die juristische, hatte 1905 6086 Studenten, 1289 mehr als im Vorjahre. Die medizinische Fakultät 3482 Studenten, 93 weniger als im vorhergehenden Jahre, die naturwissenschaftliche Fakultät 1610 und die schönwissenschaftliche 2100. —
- Das Lessing-Theater beginnt sein Gastspiel im Theater an der Wien am 4. Mai. —
- Leoncaballos Oper „Zaza“ fand bei der deutschen Uraufführung im Kasseler Hoftheater beifällige Aufnahme. —
- Die aus Mitteln einer öffentlichen Subskription erworbene und vor dem Pantheon in Paris aufgestellte Bronzestatue „Der Denker“ von Rodin wurde am Sonnabend feierlich enthüllt. —
- Die Kartoffeln haben in den letzten Jahren in verschiedenen Gegenden eine Krankheit gezeigt, die den Ertrag wesentlich herabsetzt. In einem Flugblatt (Nr. 36) der Biologischen Anstalt für Land- und Forstwirtschaft zu Dahlem hat Dr. Appel diese Krankheit als „Bakterien-Ringkrankheit“ beschrieben und auf die Maßregeln hingewiesen, die zur Verhütung der Schädigung angewandt werden müssen. Das Flugblatt ist mit Abbildungen ausgestattet, so daß es jedem leicht möglich ist, die Krankheit zu erkennen und Gegenmittel anzuwenden, ehe eine weitere Ausbreitung erfolgt. An Interessenten versendet die oben genannte Anstalt das Flugblatt kostenlos. —